

minima sinica

Zeitschrift zum chinesischen Geist

32 (2020)

herausgegeben von
Dorothee Schaab-Hanke

mit einem Dossier
zum Thema

China als Drohkulisse

herausgegeben von
Roderich Ptak und Ylva Monschein

OSTASIEN Verlag

minima sinica: Zeitschrift zum chinesischen Geist

Begründet von Wolfgang KUBIN und Suizi ZHANG-KUBIN

Herausgeberin:

Dorothee SCHAAB-HANKE

Herausgeberbeirat:

Ralph KAUZ (Universität Bonn)

William NIENHAUSER (University of Wisconsin, Madison)

Hans VAN ESS (Ludwig-Maximilians-Universität München)

Redaktion und Druck dieser Ausgabe der *minima sinica* wurden unterstützt vom Konfuzius-Institut Bonn e. V. an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation

in der Deutschen Nationalbibliographie;

detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über

<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 0936-5419

ISBN 978-3-946114-71-0

© 2021. OSTASIEN Verlag

www.ostasien-verlag.de

Anschrift der Redaktion:

OSTASIEN Verlag, Wohlbacher Straße 4, 96269 Großheirath, OT Gossenberg

Tel. 09569/188057, Fax: 03222-1360347, email: dschaab-hanke@t-online.de

Redaktion und Satz: Martin HANKE und Dorothee SCHAAB-HANKE

Umschlaggestaltung: Martin HANKE

Herstellung: Rudolph-Druck OHG, Schweinfurt

minima sinica

Jahrgang 32

2020

Inhalt

Vorbemerkung der Herausgeberin v

Dossier: China als Drohkulisse

Roderich PTAK und Ylva MONSCHEIN

Vorwort 3

I Sine ira et studio

Karl-Heinz POHL

Land der Wunder – Land der Monster:
Unser Chinabild in Vergangenheit und Gegenwart 13

Hans VAN ESS

Das „Sicherheitsgesetz“ für Hongkong: Eine Einordnung 43

Mechthild LEUTNER

Die Repräsentation des Hongkonger Sicherheitsgesetzes in den Medien:
Zur Konstruktion aktueller Chinabilder und zu Forderungen nach einer
neuen Chinapolitik 61

II Cum ira et studio

Wolfgang KUBIN

Feindliche Hermeneutik und erregte Zeit:
Der Fall der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* 81

Ylva MONSCHEIN

„Neuer“ Kalter Krieg und alte Macht der Propaganda:
„Ausweitung der Kampfzone“ auf China? 99

Roderich PTAK

Leyenda negra als Instrument:
Von der anti-iberischen zur anti-chinesischen Hatz 147

Weitere Artikel

| | |
|---|-----|
| <i>Wolfgang KUBIN</i> 1989: Bei Dao oder Das Problem des Mythos | 181 |
| <i>Dorothee SCHAAB-HANKE</i> <i>Leben des Konfuzse</i> : Wie ein alter chinesischer Bilderzyklus Bertolt Brecht zu einem Theaterstück inspirierte | 193 |
| <i>Wulf NOLL</i> Bertolt Brechts <i>Me-ti / Buch der Wendungen</i> mit Blick auf Alfred Forkes <i>Mé Ti des Sozialethikers und seiner Schüler philosophische Werke</i> als Quelle | 233 |
| <i>Maja LINNEMANN</i> Gesellschaftlicher Wandel im Spiegel von Zeitungskarikaturen von Lao Du in der <i>Beijing Youth Daily</i> | 293 |
| <i>LIN Bai, üs. von Kathrin BODE</i> Sechs Gedichte 六首歌 (Chinesisch-Deutsch) | 313 |
| <i>Peter KUPFER</i> Feuer und Flamme für Baijii: Annäherung an ein hermetisches Universum | 327 |

Rezensionen

| | |
|--|-----|
| Gudula Linck. <i>Poesie des Alterns: Chinesische Philosophie und Lebenskunst</i> (<i>Wolfgang KUBIN</i>) | 373 |
| Wulf Noll. <i>Drachenrausch: Flanieren in China</i> (<i>Wolfgang KUBIN</i>) | 374 |
| Wulf Noll. <i>Drachenrausch: Straße der Konkubinen und andere „chinesische“ Liebesgedichte</i> (<i>Wolfgang KUBIN</i>) | 376 |
| Hans Stumpfheldt. <i>Moralische Geschichten für Politiker und kleine Jungs: Ein chinesisch-japanisches Holzschnittbuch aus dem 17. Jahrhundert.</i> Barbara Kaulbach. <i>Die 24 Pietätsgeschichten der Religionskundlichen Sammlung Marburg und ihr kulturgeschichtlicher Hintergrund</i> (<i>Wolfgang KUBIN</i>) | 378 |
| Daniel Fastner (Üs.). Schneesturm 1939, von Xiong Yuqun 熊育群 (<i>Wolfgang KUBIN</i>) | 380 |
| Gerd Kaminski. <i>Der Fremde kennt nicht unsere Wege: Chinaknigge für Langnasen</i> (<i>Wolfgang KUBIN</i>) | 382 |
| Karl-Heinz Pohl. <i>China für Anfänger. Eine faszinierende Welt entdecken</i> (<i>Wolfgang KUBIN</i>) | 384 |
| Thomas O. Höllmann (Üs. und Hg.). <i>Abscheu: Politische Gedichte aus dem alten China</i> (<i>Wolfgang KUBIN</i>) | 385 |
| Wolfgang Kubin. <i>Die Stimme des Schattens: Kunst und Handwerk des Übersetzens</i> (Gudula LINCK) | 387 |

Rezensionen

Gudula LINCK. *Poesie des Alterns: Chinesische Philosophie und Lebenskunst.* 229 Seiten. Freiburg: Alber, 2019. ISBN 978-3-495-49042-6

Selten machen mich Bücher in meinem Alter noch glücklich. Mich interessierte als betagten Mann bei vorliegendem Titel nicht so sehr das Thema Alter, sondern als Übersetzer das Wort Poesie. Mir ging nämlich bei der Lektüre ein Licht auf: Die guten Übersetzungen der klassischen chinesischen Gedichte lesen sich nicht etwa wie vielfach übersetzte Ladenhüter, sondern wie freie Verse in deutscher Sprache, d.h. wie heutige Poeme heutiger Dichter. Ähnliches hatte ich bislang nur bei der Lektüre von Ezra Pound (1885–1972) erlebt bzw. neuerdings bei unserem Münchner Kollegen Thomas O. Höllmann, der sich seit kurzem ebenfalls einer zeitgemäßen Übertragung älterer chinesischer Lyrik befleißigt. Kurz, wir müssen beim Eindeutschen nicht mehr wie der Heidelberger Günther Debon (1921–2005) reimen, um bei der Leserschaft anzukommen.

Die Emerita der Universität Kiel lebt heute wieder in Freiburg. Sie streift da über die Berge und hat ein sinnliches Verhältnis zum Leben. Das geht u.a. auf ihren Gewährsmann, den Philosophen der Leiblichkeit und des Fühlens, Hermann Schmitz (1928–2021), zurück. Wir lesen also ein „ergreifendes“ Buch, jugendlich verfasst von einer Erfolgsautorin in Sachen Leib und Seele. Dass sie bereits ein hübsches Alter erreicht hat, widerlegt meinen Doktorvater Alfred Hoffmann (1911–1997), der meinte, man solle im fortgeschrittenen Herbst nichts Großes mehr beginnen. Unsere Gudula sitzt derzeit bereits am nächsten Werk: Das Gehen, der Spaziergang ist ihr neues Thema. Dazu bedarf sie ihrer alten und neuen Umgebung.

Schreiben als Leben, als Lebenshilfe? Ja, auch ich bin der Auffassung, dass unser Nachdenken über China etwas mit unserer Existenz zu tun haben sollte. Eine solche Haltung wird natürlich von der strengen Wissenschaft oftmals bemängelt, man zieht nicht selten die Kälte dem Engagement vor. Hier dagegen begegnet uns eine sprachliche Wärme, die den Lesefluss begleitet und betört.

Was wir zu lesen bekommen, ist nicht einfach die Abhandlung eines Themas, überwiegend am Beispiel der Dichtkunst, weniger am Beispiel der Essayistik, sondern eine Kulturgeschichte, eine des Spürens im Rahmen der Neuen Phänomenologie. Dabei streifen wir durch die Jahrhunderte, halten uns aber überwiegend im Mittelalter (220–960) und in der Neuzeit (960–1840) auf.

Die Ausführungen halten eine wunderbare Balance zwischen Frau und Mann ein. Inzwischen ist es ja leider selbst in der Sinologie üblich geworden, nur noch das schöne Geschlecht ohne das Geschlechtersternenchen auftreten zu lassen, so dass wir Kavaliere gar nicht mehr existieren. Die Verfasserin kennt sehr wohl den Unterschied der Geschlechter. Damit hebt die Studie an: Die Seufzerlyrik der Frauen, das „Dennoch“ der Männer stellt eine glänzende Arbeitshypothese dar. Und Kinder? Ja, sie kommen ebenfalls vor, von Feministinnen meist weniger beachtet. Guda ist Mutter und Oma, so hat sie einen anderen Blick.

Sie hat ungewöhnliche Texte ausgewählt, um ihre großen Themen von Medizin über Spiritualität bis Utopien abzuhandeln. Leider hat sie für die Originale nicht selten auf das Internet zurückgegriffen. Meine leidige Erfahrung ist: Beliebte Texte werden immer wieder nach Belieben von „Fans“ geändert, d.h. gekürzt oder weitergeschrieben!

Gleichwohl, eine poetische und meditative Lektüre bleibt garantiert. Das ist sehr viel, denn nicht wenige sinologische Publikationen wenden sich nur an die Fachfrau oder den Fachmann, sie sind dann für alle anderen unlesbar!

Man hat das neue Werk der Freiburgerin mehrfach zu lesen. Jeder Satz ist ein Kosmos, man möchte dabei verweilen und alt werden! Wir werden dann zwar an kein Ende gelangen, doch nicht das Geschriebene ist der Endlichkeit anheimgegeben, sondern wir selbst als Leserschaft, einer Endlichkeit, welche das geheime Thema auch der deutschen Gegenwartphilosophie ist.

Wolfgang KUBIN
(Bonn und Shantou)

Wulf NOLL. *Drachenrausch: Flanieren in China*. 368 Seiten. Schiedlberg: Bacopa, 2019. ISBN 978-3-90307-166-7

Der Autor möchte mit seinen 76 Jahren nicht als „alter Herr“, sondern als „älterer Herr“ bezeichnet werden. Und wie nennen wir dann den Herrn Erzähler, denn den müssen wir ja unterscheiden? Nun, sagen wir: Der Autor ist zwar in die Jahre gekommen, der Erzähler ist aber erstaunlich jung geblieben. Er ist einer von den vielen „jungen Göttern“, die durch China flanieren, hier vornehmlich durch die alte Hafenstadt Ningbo, wo der wirkliche Verfasser zwischen 2009 und 2011 als Lektor für Deutsch an der dortigen Universität tätig gewesen ist. Das Vorwort verwischt aber die literaturwissenschaftlich notwendige Differenz. Und so dürfen wir uns die „jungen Göttinnen“ als wirkliche Studentinnen von Lektor und Flaneur vorstellen?

Ob alt oder jung, in diesem Reiseroman agiert China als Jungbrunnen, so dass der Gegensatz zu einem müden und betagten Europa auf der Hand liegt. Das junge Gemüse, zu welchem ebenfalls Jünglinge gehören, verkörpert eine neue Generation, die des 21. Jahrhunderts. Diese figuriert unter dem Kürzel BYD (Build Your Dream) als Absage an das 20. Jahrhundert. Damit löckt der Protagonist mitsamt seiner Entourage wider den Zeitgeist. Der Flaneur aus dem 19. Jahrhundert scheint geistig nach China ausgewandert zu sein. Und er hat Grund dafür, denn seine zahlreichen Evas, allen voran Eva Sonnenglanz alias Eva Qingqing, werden in einer „Evaluogic“, nicht etwa allein ob ihrer Schönheit, sondern vielmehr wegen ihrer Klugheit und ihres Witzes gefeiert. Fast alle tragen das Zeichen „Wolke“ in ihren chinesischen Namen. Wir kennen den Hit „Pretty Girl Rules the World“, hier sind es die Wolkenscharen, welche über die Welt gebieten.

Die sentimentale Reise des äußerst belesenen Erzählers und seines nicht minder stupenden Helden Dr. Robert Marian kommt also nicht etwa einem Blindflug nahe, sondern einem Erkenntnisrausch, hier gefasst in die Metapher „Drachenrausch“. Was die beiden Herren zusammen mit wirklichen deutschen Schriftstellern wie Thorsten Becker auf dem Campus erleben, ist eine Renaissance der Bildung.

Die deutsche Leserschaft ist leider nicht selten durch die Medien vorgeprägt. Bei dem Stichwort China fällt uns seit 2008 bzw. seit 2012 nur noch Dr. Fu Manchu aus unseren Kindheitstagen ein, nämlich das personifizierte Böse mit seinem Griff nach der Weltherrschaft. Wie kann da der implizite Autor eine Tour chinesischer und deutscher Flaneure nicht verurteilen und eine Feier des Lebens ins Werk setzen?

Was dieser Bildungsroman uns in gutem Deutsch zumutet, ist eine erlebte Realität, nicht eine eingebildete Wirklichkeit. Humor beflügelt daher alle Seiten. Nur einem Griesgram und Besserwisser wird das nicht aufgehen wollen. Der „Neue Traum der Roten Kammer“ ist jedoch kein männlicher, sondern ein weiblicher. Erlauben wir also den Studentinnen ihr Vergnügen. Ich kann es als reell schließlich ebenfalls bestätigen.

Der Roman ist reich an Wissen. Nur ein Beispiel: Obwohl ich jahrelang in Tsingtau (Qingdao) an der Ocean University unterrichtet habe, hatte ich nie von Curt Rothkegel (1876–1945) als „Architekt von Tsingtau“ (1903–1929) gehört. Hier werde ich über dessen Bedeutung aufgeklärt, und siehe da, der Bonner Geograph Wilhelm Matzat (1930–2016) hat über ihn Wichtiges zu berichten gehabt.

Meiner Generation und der meiner Kinder hat sich alle deutsche Geschichte auf den Holocaust reduziert, wir sind darüber nie hinweggekommen. Die drängende Frage nach Hongkong, Tibet und Xinjiang

wird sich eines Tages von selber stellen, aber der Selbstfeier dynamischer Damen keinen Abbruch tun. Dafür will innere Stärke aber erst einmal entwickelt sein. Uns und unseren Kindern war das nicht gegeben. Das Feiern blieb uns fremd, Depression bis ins hohe Alter war die Folge.

Wolfgang KUBIN

Wulf Noll. *Straße der Konkubinen und andere „chinesische“ Liebesgedichte*. 72. Seiten. Gossenberg: Ostasien, 2020, ISBN 978-3-946114-73-4

In einer Zeit, wo sich auf Grund der chinesischen Politik und der nicht nur amerikanischen Hetze immer mehr Sinologen vom Festland und dessen Literatur abwenden, fällt auf, wie sehr deutschsprachige Literaten die Leerstellen im gegenseitigen Austausch zu besetzen beginnen. Vielleicht sind momentan ihre Stimmen viel wichtiger als die der schwächelnden Akademiker, die meinen, sie hätten dank ihrer Sprachkenntnisse einen Vorsprung?

Als der heute Berliner Lyriker Dieter M. Gräf wohl 2015 für drei Monate Peking dank Goethe-Institut als „Autor vor Ort“ besuchte, meinte er zu mir, er hätte nie gedacht, dass er überall auf lachende und lächelnde Frauen treffen würde. Nun sehnt er sich nach der chinesischen Hauptstadt zurück. Ich habe während meiner achtjährigen Dozentenschaft an der Beijing Foreign Studies University (2011–2019) wohl mehr deutschsprachige Autoren als deutschsprachige Sinologen oder Wissenschaftler begrüßt.

Deutsche Schriftsteller sind keine Moralapostel mehr, sie sind durch zu viele Revolutionen geschritten. Nun schauen sie lieber, statt zu predigen. Einer von ihnen ist der Düsseldorfer Wulf Noll (geb. 1944). Von der Wissenschaft hat er sich in den letzten Jahren auf die Literatur verlegt. Dazu mögen seine langen Aufenthalte als Lektor für Deutsch in Japan und China beigetragen haben. Er mag sich zwar als Globetrotter und Kosmopolit bezeichnen, aber durch seine letzten grandiosen Beiträge zu „Brecht und China“ ist er nach Düsseldorf und zu seinem geliebten Heinrich Heine zurückgekehrt.

Bei seiner Betrachtung der chinesischen Welt ist er nicht bärbeißig wie so manche in unserer sinologischen Kollegenschaft, die mittlerweile blind den hiesigen Medien statt eigener Anschauung zu folgen scheinen. – Man nehme als Beispiel den in der FAZ (4.12.2020, S. 17) unter der Schlagzeile „Gold und Grausamkeit“ erschienenen Artikel, für die das „Chinaspezialisten“-Trio Hendrik Ankenbrand, Hendrick Kafsack und

Johannes Pennekamp verantwortlich zeichnet, zu dem kürzlich eine Stellungnahme meinerseits erschienen ist.¹

Der leichte Ton unseres Sinophilen mag daher überraschen. Doch er ist ein *poeta doctus*. Seine Gedichte wandern die gesamte chinesische Geistesgeschichte auf und ab. Man muss also aufpassen, dass man nicht bei „Mein Herz schlägt...qing...qing“ die Untertöne versäumt und sich ins Biedermeier zurückzuträumen beginnt. Ein Anhang gibt dankenswerterweise Auskunft über die reich betriebene Lektüre in chinesischen und deutschen Landen. Wir haben es hier also mit einem Metatext zu tun. Es ist ähnlich wie bei der Nobelpreisträgerin Louise Glück (2020): Da ist noch etwas anderes.

Der Dichter kommt mehr von der (Kultur-)Revolution (1966–1976) her als ich. Er hat über seine rebellischen Jahre geschrieben (*Zum Glück gab es Beat*, 2018), der große Sinologe Rudolf G. Wagner (1941–2019), einer der maßgeblichen 68er, dagegen nie. Warum? Der Poet hat seinen Humor bewahrt, auch wenn er tief in die Geschichte hinabsteigt. 1974/75 war der Sommerpalast von Peking mein Elysium, ich war jede Woche mehrfach da. Auch an der „Straße der Konkubinen“. Doch diese hieß niemals so.

Die Briten und Franzosen haben den Sommerpalast in den 1860ern zerstört, aber auch Chinesen haben dabei mitgeholfen, was heute, um den Postkolonialismus zu retten, niemand wissen will. Die „Straße“ hinter dem Wanshou Shan hieß „Die Straße von Suzhou“! Und so heißt sie heute noch. Hier befindet sich in der Tiefe nach dem Wiederaufbau (1988) ein Kanal und an beiden Seiten laden Geschäfte zum „Shopping“ etc. ein. Heute sind es natürlich nicht die Konkubinen des Qianlong-Kaisers, die hier kichernd und glucksend flanieren, heute sind es von Dichters Gnaden all die Fräulein, von denen obiger Verseschmied Gräf annähernd sprach.

Der Meister bezeichnet seine Poesie als „illizit“, als unerlaubt. Wir dürfen das zweifach auslegen: 1. Ein älterer Mann ist unterwegs mit dem jungen chinesischen Frauenvolk wie seinerzeit geistig Goethe. Es schickt sich für alle Seiten eigentlich nicht. Im Alter hat der Mensch Mönch oder Nonne zu sein, und das junge Gemüse soll bitte nicht mehr kicksen. 2. Wir können auch die politische Deutung wagen: „Ich ist ein anderer.“ Das lyrische Ich ist nur ein „Gerät“, damit andere sprechen können. Und die Maiden haben und hatten ihren Spaß mit dem „alten“ Goethe, mit dem „jungen“ Noll.

1 Wolfgang Kubin: „Gold und Grausamkeit“: Zur Darstellung von China in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, *China Report* 179-180 (2021), 31-32.

Da ist noch etwas anderes, nämlich „da unten“, wo wir unterrichten, und „die da unten“ lassen sich von „denen da oben“ nichts mehr vorschreiben!

Wolfgang KUBIN

Hans Stumpfheldt. *Moralische Geschichten für Politiker und kleine Jungs: Ein chinesisch-japanisches Holzschnittbuch aus dem 17. Jahrhundert.* ix + 145 Seiten, mit 136 SW-Abbildungen. Gossenberg: Ostasien, 2010. ISBN 978-3-9405527-52-3

Barbara Kaulbach. *Die 24 Pietätsgeschichten der Religionskundlichen Sammlung Marburg und ihr kulturgeschichtlicher Hintergrund.* xlii + 59 Seiten, mit 17 SW- und 43 Farbabbildungen. Gossenberg: Ostasien, 2020. ISBN 978-3-946114-62-8

Zwei Bücher, ein Thema? Ja, Bild und Geschichten und Moral bringen die beiden Werke zusammen, natürlich auf je unterschiedliche Weise. Der eine (Stumpfheldt) kommt von der Geistesgeschichte her, die gern deutet, die andere (Kaulbach) von der Kunstwissenschaft, die sich eher sachlich zurückhält. Sie teilen manche Erzählung, ob als Holzschnitt oder als Gemälde. So zum Beispiel das bekannte Gleichnis des Lao Laizi, der mit 70 sich noch vor seinen Eltern als Kleinkind aufführt, um diese zu erheitern.

Unser Meister des Nordens (H.S.) beginnt seine Arbeit – wir dürfen es fast erwarten – mit einer *captatio benevolentiae*: Sein Gegenstand sei unbedeutend. Dies vernehmen wir insgesamt dreimal! Ja, wenn dem so ist, warum ist uns dann aus Japan 1674 und aus Hamburg 2010 überhaupt ein Werk überliefert worden, welches wir als „Geschichten von Fürsten und Untertanen“ (*Junchen gushi*) lesen bzw. betrachten sollten?

Nun, wir können unsere Rolle als die eines „Knechtes“ ansehen, welche der Unterweisung durch seinen „Herrn“ bedarf. Auf diese Weise lernen wir von den 135 Holzschnitten, von den beigegebenen 135 Anekdoten und von den 135 Interpretationen sehr gern sehr viel. Die Erzählgegenstände zwischen Urzeit und Song-Zeit (960–1279) stellen sich als ein Kontinuum der Moral heraus, d.h. chinesische Geschichte ist eine Geschichte der Moral, jedenfalls wird uns so bedeutet.

Und so lernen wir im Falle des antiken Vorbilds Lao Laizi (S. 78f), in welches uns der Lehrer Stumpfheldt früh an der Universität Münster unterwies, wir sind und bleiben immer Kinder, ganz gleich welches hohe Alter wir erreichen mögen. Selbst im Tod findet unsere Verehrung der Eltern

kein Ende, da wir weiter über den Gräbern zu wachen haben. Doch unsere Achtung kann sich auch auf diejenigen richten, die vor uns geboren worden sind und sich uns als beispielhaft erwiesen haben. Wie zum Beispiel der General Yang Hu (221–278), dem die Nachwelt ein „Denkmal der Tränen“ errichtete und damit das Kettenweinen perpetuierte. (S. 66f) Oder die Geschichte von Meng Zi und seiner Mutter. (S. 76f) Das Bübchen kommt lustlos aus der Schule zurück, die Frau Mama zertrennt darauf mit dem Messer ihre Webarbeit. Hör, mein Sohn, so wollte sie ihm deuten, wer nicht weiterstrebt, der nicht weiterwebt. Auch dieses hörten wir einmal am Prinzipalmarkt gern aus dem Munde des Lehrers aller Lehrer.

Das eigentliche Anliegen unseres Wahlhamburgers ist es, dem chinesischen Holzschnitt zu Ehren zu verhelfen. Abgesehen vom Farbholzschnitt sei dieser im Abendland so gut wie unbekannt, (S. 8), und das kann nichts anderes heißen, als von der Sinologie vernachlässigt, aber warum? Es ist eine Tatsache, dass uns China aus tausenden von Jahren zu viel überliefert hat, als dass wir dessen haben bisher „Herr“ werden können, wir blieben also immer nur ein „Diener“. Holzschnitte, wie Hans Stumpfheld sie auch gern privat in Postkartenform hergestellt und versandt hat, mögen zwar dem Abendland um sechs Jahrhunderte vorausgegangen sein, doch, in Schwarz und Weiß gehalten, erfordern sie unseren genauen Blick, sie kommen nicht wie eine „Fürstin“ daher, sondern eher wie eine „Magd“. Wir Heutigen leben auch wissenschaftlich in der Fülle, ganz anders als Lehrer und Schüler der 1960er Jahre, wo es noch kaum brauchbare Lexika gab. Wir hatten mit den kleinen Dingen Vorlieb zu nehmen. Und dies eben macht den chinesischen Geist aus. Im Unscheinbaren liegt das Scheinbare verborgen.

Da hat die Meisterin des Südens (B.K.) leichteres Spiel. Sie verwöhnt uns mit bunten ausgemalten Bildern der 24fachen Pietät. Und so wird alles scheinbar, was bei den Holzschnitten unscheinbar blieb. Die songzeitliche Ästhetik von Fülle und Leere hat hier etwas zurückstecken müssen. Übermütig voll erscheint uns, was ein Anonymus aus Taiwan um 1950 uns in einer – so vermute ich – Auftragsarbeit gelungen hinterlassen hat. Warum diese 24 Bebilderungen heute in einer Religionskundlichen Sammlung von Marburg daheim sind, wird nur ahnen, wer um den wahren Dienst an den Menschen als devoten Dienst an den Göttern weiß.

Wenn die Botschaft einer seit der Han-Zeit beginnenden bildlichen Darstellung einzelner Pietät wirklich lauten sollte, eine Loyalität zur Familie geht über alle Loyalität (S. IX), so würde ich formulieren, besagte Loyalität birgt alle Loyalität in sich.

Die Geschichte einer 700jährigen Illustration von *xiao*, von *pietas*, malt die Spezialistin in neun Schritten aus. Am wichtigsten für die allge-

meine Leserschaft ist das Aufkommen der bildlichen Gestaltung von bestehenden Textsammlungen zur Tugend seit dem Ende des Mittelalters (220–960). Buddhisten haben eine Kanonisierung der 24fachen Pietät langsam mit Hilfe ihrer sogenannten Wandlungstexte (*bianwen*) eingeleitet, um zu zeigen, man sei keinesfalls gegen familiäre Bande.

Aber warum 24? Diese Zahl stehe für das Jahresrund. Ende des 10. Jahrhunderts finde sie sich in buddhistischen Predigttexten. Seitdem hätten sich, so nördlich wie südlich, unterschiedliche Traditionen herausgebildet, und was uns heute in Marburg bzw. in dieser Schrift freudig ins Auge falle, gehe auf die Yuan-Zeit (1279–1368) zurück. Auf Grund dieser gemeinsamen Basis teilen sich das *Junchen gushi* (s.o.) und das *Ershisi xiao gushi* (24 Geschichten) zwölf Beispiele von Pietät miteinander. (S. XXIX).

Obwohl das 20. Jahrhundert nicht zu Unrecht Kritik an dem Begriff von Pietät im alten China geübt hat, allen voran Lu Xun (1881–1936), so sollten wir nicht vergessen: Auch das 21. Jahrhundert wird dem 20. Jahrhundert einmal seine Rechnung präsentieren. Bis dahin haben wir Zeit darüber zu sinnieren, was den Meister an seinem Hamburger „nächtlichen Schreibtisch“ bei der Betrachtung chinesischer Holzschnitte so sehr erfreut hat, und warum die Meisterin nach ihrer ersten Bekanntheit mit dem Marburger Fund über Jahrzehnte ihren ersten Eindrücken treu blieb, um uns mit bedenkenswerten Bildern zu beglücken. Man hat hier allerdings auch der Redaktion – und besonders Dorothee Schaab-Hanke als Co-Autorin der Einführung – zu danken, welche der Studie das i-Tüpfelchen aufgesetzt hat, will sagen, den neuesten Stand garantierte und den perfekten Schliff ermöglichte.

Wolfgang KUBIN

Xiong Yuqun 熊育群, *Schneesturm 1939*. Übersetzung von *Jimao-nian yuxue* 己卯年雨雪 (Guangzhou: Huacheng chubanshe, 2016). Aus dem Chinesischen von Daniel Fastner. Mit einer Einführung von Dorothee Schaab-Hanke. 390 Seiten. Reihe Phönixfeder, 52. Gossenberg: Ostasien, 2020. ISBN 978-3-9461 14-66-6

Übersetzen ist eine Kunst. Wenn also der Name des Berufsübersetzers (Englisch, Französisch, Chinesisch) Daniel Fastner (geb. 1976), hier auf dem Titelblatt erscheinen kann, dann kommt das einer seltenen Ehre gleich. In meiner langen Praxis habe ich nicht selten erleben müssen, dass Verlage ganz auf die Nennung der deutschen Urheberschaft verzichtet haben. Verleger bringen sich ebenso ungern in die Publikationen ihrer

Titel mit ein. Hier hat uns die Verlegerin, gleichzeitig Redakteurin, mit einer klugen Einleitung beschenkt und die Bedeutung des Werkes hervorgehoben: Dieses ziele auf Versöhnung.

Wir wissen, wie sehr „Chinesen“ heute mitunter auf „Japaner“ noch ungehalten zu sprechen sind. Grund sind nicht nur die kriegerischen Ereignisse auf dem Festland zwischen 1937 und 1945. Die chinesischen Künste haben diese gern seit 1942 zum Anlass für sprachlich martialische Abrechnungen genommen. Dies ist hier nicht der Fall, es wird allerdings nichts beschönigt.

Die Versöhnung ist seit den beiden Weltkriegen zur wichtigsten Maxime unter den beteiligten Völkern geworden. Literatur, die einmal, besonders in Europa, die Soldaten in die Schlachten begleitet hat, sollte eigentlich dem Frieden dienen. Dass sie dieses inzwischen ebenso auf dem Festland zu gewährleisten in der Lage ist, zeigen der Autor und ein Leser (Freund) mit ihren Nachworten.

Der Roman nimmt eine ungewöhnliche Position ein: Er berichtet aus japanischer Position, denn die Nachbarn haben gleichfalls zu leiden gehabt. Etwas Ähnliches lässt sich im Werk der jüdischen Autorin Klara Blum (Zhu Bailan 朱白兰, 1904–1971) finden, die den Abzug der deutschen Soldaten aus Stalingrad menschlich verfolgt. (Vgl. hierzu Hans Christoph Buch. *Kulturschock China oder: Wie ich die Grosse [sic!] Mauer erklomm. Erzählungen und Essays*. Schiedlberg: Bacopa, 2019.)

Der Titel nimmt seinen Ausgang von einem tatsächlichen Ereignis am 23. September 1939. Das japanische Militär verübte damals in dem Dorf Yingtian nahe der alten Stadt Yueyang (Provinz Hunan) ein Massaker. Vernichtung lautete der Auftrag, so poetisch wie euphemistisch ausgedrückt: Chrysantheme und Schwert.

Der Autor ist den damaligen Geschehnissen durch Recherchen vor Ort und in Japan kühl gesonnen und sachlich nachgegangen. Er zeichnet sich dadurch vor anderen Kollegen aus, die dazu weniger in der Lage waren. Ich mag diesen das nicht ankreiden, da zu solch einer Haltung eine übermenschliche Leistung gehört.

Chinesische Literatur neigt seit 1942 immer noch zu einem gewissen Pathos. Als Übersetzer und Redakteur habe ich dieses in der Vergangenheit durchaus dem Sinne der Leserschaft gemäß zu lindern versucht. Das wird heute in der Übersetzungswissenschaft kritisiert. Der Amerikaner Lawrence Venuti (geb. 1953) würde sich mit seiner These vom durchsichtigen Übersetzer vehement gegen mich wehren. Und auch Martin Hanke hat in einem guten Gespräch mit mir sich gegen eine mögliche übersetzerische Eitelkeit ausgesprochen, das heißt, jemand wie ich möch-

te manchmal durchaus seinen sprachlichen „Gegenstand“ übertreffen, wenn es ihm nötig erscheint. Hier jedoch hat der Übersetzer seine Position als erkennbarer Vermittler beibehalten. Der chinesische Autor erscheint somit nicht, als habe er sein Werk auf Deutsch geschrieben.

Bislang wird auf dem Übersetzungsmarkt der Rolle von Verleger-schaft und Redaktion wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Ich weiß jedoch aus jahrzehntelanger Erfahrung, dass beiden eine große Verantwortung bei der Herausgabe guter Bücher zukommt. Wir erleben hier also ein Glücksmoment für den bereits erwähnten, in China viel diskutierten Venuti: Er würde hier den Übersetzer nicht vermissen müssen, sondern durchaus antreffen, weil dieser gleichsam nicht weggedigert wurde und sich äußern durfte (S. XI-XIV). Das mindert nicht die große Leistung von Dorothee Schaab-Hanke, welche die Übersetzung dank ihrer langjährigen Erfahrung gestärkt hat.

Man darf hier allen Seiten dankbar sein, denn die Übertragung war nicht nur vom Umfang her sprachlich (Chinesisch und Japanisch), sondern ebenfalls mental Schwerstarbeit. Doch auch diese hat, wie ich meine, dem Frieden gedient, nicht zuletzt von Autor, Übersetzer, Redaktionsstube und Leserschaft. Dieses Werk sollte also in jeder Hinsicht noch viel zu denken geben.

Wolfgang Kubin

Gerd Kaminski. *Der Fremde kennt nicht unsere Wege: Chinaknigge für Langnasen.* 220 Seiten, mit Illustrationen des chinesischen Cartoonisten Ding Xi. Schiedlberg: Bacopa, 2020. ISBN 978-3-903071-71-1

Das Alter, nur das Alter schafft Bleibendes. Dies ist einer meiner Wahlsprüche. Wenn ich bedenke, wie viele Männer Professuren für Sinologie haben einheimsen können, ohne kaum oder je ein eigenes Buch (außer im Kartoffeldruck) vor ihrer Berufung bzw. vor ihrem Tod zu verfassen geneigt waren, ergreift mich Bewunderung für all die Arbeiter auf dem Totenbett. Niklas Luhmann (1927–1998) war ein solcher. Er wird ewig mein Vorbild bleiben. Ein Nichtsinologe? Ja, denn er wurde beispielhaft von denjenigen Sinologen vorgestellt, die in deutschen Ländern nie eine Chance hatten!

Der Wiener Sinologe Gerd Kaminski, Jahrgang 1942, gehört zu den wenigen Beispielen, die lebenslang weiter Zeichen setzen. Mit seinem Chinaknigge greift der bald 78jährige zwar kein neues Thema auf, aber, ohne darum zu wissen, liefert er einen wichtigen Beitrag für die gegenwärtige Diskussion. China ist derzeit Hassobjekt Nr. 1. Wer es wagt wie ich,

differenziert in die Debatte einzugreifen, muss sich nicht nur von der ZEIT, sondern gar von der FAZ gefallen lassen, als Sprachrohr der KPCh gebrandmarkt zu werden.

Obwohl stark im philosophischen Diskurs des Verstehens und von einer Verstehenswut geprägt, erweist sich die deutschsprachige Intelligenz momentan als humorloser Vertreter der Besserwisseri und Arroganz.

Kühles Denken und Gelassenheit sind die Markenzeichen unseres Wiener Freundes. Nehmen wir den Titel zum Beispiel. Dieser verdankt sich dem Gelächter eines chinesischen Bauern (S. 167). Wir, die Fremden, würden sie, die chinesischen Menschen, nicht verstehen. Das Wörtchen „nicht“ hat sich unter der Fuchtel der Postkolonialisten und radikalen Feministinnen zu einem „nie“ ausgeweitet. Ich kann mir leicht vorstellen, wie, wenn diese es denn mitbekommen würden, das Titelbild des großartigen Zeichners Friedrich Schiff (1908–1968) zu einem Politikum für die besagte Berufsgruppe werden dürfte.

Der Autor stellt listig dar, er bewertet nicht. So gelingen ihm überraschende Momente: Kaum hat der Bauer den österreichischen Freiheitskämpfer für Spanien und China ausgelacht, da kommt unser Humorist lapidar mit einer Erkenntnis daher, die mich schon seit langem gewurmt hat: Tageszeitungen wie *Global Times* oder *China Daily*, wie gut sie auch immer sein mögen, kennen als Objekt der Karikatur nur ausländische Politiker, solange diese keine Afrikaner sind! Die herrschende Klasse der Volksrepublik China bleibt dagegen ungeschoren. Wir erleben ihre Herren und Damen immer wie nach dem Friseur im Bild einer wohlmeinenden heimischen Presse. Warum? Ich hüte mich, unsereins leichthin zum wohlfeilen Opfer der Günstlinge von ungarem Postkolonialismus und unkritischem Feminismus zu machen.

Das Werk bietet politisch korrekt nicht nur österreichische Illustratoren, sondern mit Ding Xi ebenfalls einen chinesischen Künstler. Doch überraschenderweise wirken dessen „Chinesen“ auf mich wie Koreaner oder Japaner, bestenfalls wie Hongkonger. Liebe Postis, nun aber mal ran!

Es hat bislang viele Knigge für China gegeben, besonders in letzter Zeit, alle vielfach aufgelegt. Warum also „der neue Kaminski“? Ganz einfach, er basiert nicht nur auf den bisherigen, mitunter fehlerhaften Ausgeburten, sondern ebenfalls auf einem chinesischen Fachmann, der inzwischen neun Bände zum Thema vorzulegen hat. Wir erlangen also länder- und kulturübergreifend gleichzeitig Kenntnis von einer so langen wie einer so kurzen Nase!

Das kluge Buch, welches aus Erfahrung (!) und vergnüglich informiert, ist sorgfältig ediert; es weist lediglich auf den Seiten 9, 127, 167,

199 Druckfehler auf (Hinweis für die baldige Neuauflage und Hinweis auf meine begierige Lektüre!).

Wolfgang KUBIN

Karl-Heinz Pohl. *China für Anfänger. Eine faszinierende Welt entdecken.* Sinica, 65. 299 S. Bochum: Europäischer Universitätsverlag, 2020. ISBN 978-3-86515-285-5

Karl-Heinz Pohl, Emeritus der Universität Trier, hat sich in den letzten drei Jahrzehnten für das Thema des Verstehens stark gemacht. Er fordert, wider eine „interkulturelle Interferenz“ (S. 280), einen „Ortswechsel des Denkens“ (S. 20f), das heißt eine Sicht mit dem Blick des anderen.

Er legt in Form einer „Generalüberholung“ (S. 8) ein Buch wieder auf, welches seit 2008 beim Herder Verlag drei Auflagen erlebt hat und auch ins Chinesische übersetzt worden ist (2016). Dieses wendet sich an „Anfänger“, soll wohl sagen, nicht an die bereits etablierte Sinologenschaft, und hatte deswegen verständlich geschrieben zu werden. Drei neue Kapitel wurden hinzugefügt, u.a. zur Ära von Xi Jinping und zum Konfuzianismus in der Moderne.

China genießt momentan keinen guten Ruf. Selbst die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* lässt keinen Tag die Gelegenheit aus, zumindest im politischen und wirtschaftlichen Teil Peking die heftigsten, oft unfundierte Vorwürfe zu machen. Inzwischen ist selbst die Sinologenzunft infiziert. Vielleicht die Hälfte hat das Prinzip von *sine ira et studio* aufgegeben und stößt mit den Journalisten in dasselbe Horn von Hass und Vorurteil. Da wäre ein Berufswechsel vorzuschlagen, zum CIA zum Beispiel, von dort stammen nämlich die meisten unbelegten Behauptungen.

Momentan wiederholt sich die Geschichte: Waren 1900 acht Alliierte nach China aufgebrochen, so suchen heute die USA eine neue Allianz wider China, und der deutsche Außenminister möchte gern mit von der Partie sein. Alte Bilder und Redeweisen kehren wieder, die bei all unserer „Verstehenswut“ der letzten Jahrzehnte (Anleitungen u.a. von Gerd Kaminski, Martin Krott) längst hätten überwunden sein sollen.

Gabe des Verfassers ist es, den Problemen vorurteilslos ins Auge sehen zu können, dabei weder die chinesische noch „unsere“ Seite aus den Augen zu verlieren. Er fragt, warum lassen wir uns die „Schufa“ gefallen, dulden aber nicht die Akzeptanz der Überwachung als Schutz der Person: An chinesischen Hochschulen ist schließlich der belohnte Verrat von Lehrkräften gang und gäbe.

Das katastrophale Chinabild wird heute wesentlich von Falun Gong, Hongkongern (Anhänger von Trump, Rassisten und Rechte) und von Exilanten (Unterwanderung durch CIA) gesteuert. Deren Berichte werden kaum hinterfragt, meist blind geglaubt. Bevor der Autor zu seinem eigentlichen Thema, der Kultur (Geistesgeschichte) und der Möglichkeit eines gegenseitigen Verstehens kommt, widmet er sich den Ereignissen seit 2012: Xinjiang, Tibet und Hongkong stehen hier im Vordergrund. Er bedient sich dabei des Schemas „Sicherheit oder Freiheit“ und stellt die Frage: Was ist wichtiger? Der deutsche Partner hat sich der „Freiheit“ verschrieben, der chinesische Partner der „Sicherheit“. Die Folgen brauche ich nicht ausführlich zu beschreiben. Es reicht zu sagen, dass China heute keine Terroranschläge mehr zu befürchten braucht. Wir dagegen?

Man mag fragen, warum ich das längst mit Gewinn studierte Buch nochmals gelesen habe und gar bespreche. Es gab da immer noch Dinge, die für mich neu waren oder über die ich erneut nachdenken wollte, also nicht nur über die breit ausgeführten Aspekte von Verstehen und Kommunikation, sondern ebenfalls über die Sache mit der „interkulturellen Sensibilität“. Unser Sinologe betont wie die französische Gegenwartsphilosophie („Vive la difference!“) den Unterschied, wehrt sich also gegen die amerikanische Augenwischerei. Wir sollen nicht mehr in die „Ähnlichkeitsfalle“ tappen. Es gibt da immer noch etwas anderes: Ein Ja kann „vielleicht“ bedeuten und ein „Vielleicht“ möglicherweise „nein!“

Das Buch sollte der deutschsprachigen Presse und Politik nahegelegt werden, und zwar auch zur Mäßigung ihres gegenwärtigen Kampfes gegen die Konfuzius-Institute als vermeintliche Horte von Spionage und Gehirnwäsche. Wer den anderen nicht verstehen will, kann sich auch selber nicht verstehen. Er sieht nur seine eigene Schwäche und vergisst seine Stärke in der Partnerschaft.

Wolfgang KUBIN

Abscheu: Politische Gedichte aus dem alten China, herausgegeben und aus dem Chinesischen von Thomas O. Höllmann. 164 Seiten. Roughbook, 51. München: Schupfart, 2020. ISBN 978-3-906050-64-5

Die neuerliche Ausgabe klassischer chinesischer Lyrik durch den Münchner Sinologen Thomas O. Höllmann hat eingeschlagen. Kaum

erschieden, schon in der *Süddeutschen Zeitung* besprochen, auf WDR III vorgestellt und von deutscher Dichterschaft mir empfohlen. Warum? Ich meine, es hat etwas mit dem Titel und mit dem Unterbewusstsein zu tun. Die deutschen Lande werden spätestens seit Corona von einer tiefgehenden Abneigung gegen China heimgesucht. Die alten Bilder von Dr. Fu Manchu (verschiedene Schreibweisen) sind wieder da: das Böse, die Weltherrschaft, die Grausamkeit etc. Darauf reagiert selbst die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* inzwischen mit „Abscheu“ durch ihre Reporter. „Gold und Grausamkeit“ war letzstens einer ihrer Berichte überschrieben.

Der seit seiner Emeritierung unermüdliche Übersetzer hat seinen neuesten Band unter dem Einfluss und in der Zeit von Corona erstellt. Es geht bei der Auswahl der „Tagesgedichte“ um Zensur, Denunziantentum, Korruption, unfreie Meinungsäußerung, also um all das, was die Medien hierzulande, von den USA gelenkt, mit China in Verbindung bringen.

Die Aufmachung des Buches ist ungewöhnlich: Statt Name des Autors und Titelei auf dem Umschlag lesen wir ein Bekenntnis unseres Produzenten (vollständig S. 138). Das Innenblatt setzt dieses fort, es endet bei zwei roten Stempeln und einer Datierung, anscheinend alles selber von Hand getätigt. Das Quadrat liegt wie eine Ritter-Sport Schokolade wohlilig in der Hand, ohne aber zu kuscheln. Denn hier werden mächtige Texte aus bald zweitausend Jahren aufgeföhren.

Der Ton der Übertragungen ist uns aus vorhergehenden Ausgaben thematisierter chinesischer Dichtkunst bekannt: Aus alt wird neu, aus einem antiken Poem wird ein modernes. Das wundert nicht, denn unser Emeritus ist bei deutschen Dichtern in die Schule gegangen. Er dankt den Größten der Zeit in seinem Abspann. Er erfüllt damit einen Traum der Übersetzungswissenschaft: Übersetzer von Literatur arbeiten mit Literaten zusammen, falls sie nicht selber solche sind.

Die sechzig Gedichte aus sechzig Tagen Corona können sich sehen lassen, auch wenn auf Reime und auf die ursprüngliche Verszahl verzichtet wird. Zweisprachigkeit wird zwar immer von der Studentenschaft gewünscht, aber hier wird diese eher passen: Langzeichen statt Kurzzeichen. Dies sicherlich ebenfalls als Ausdruck einer „Abscheu“ gegen das China nach 1949.

Wolfgang KUBIN